



FRANK GRANITZ

Neptun  
1986

THRILLER



ulstein

## Der Autor



Frank Granitz wurde 1967 in Brandenburg an der Havel geboren. Er ist Absolvent der Filmschule Wien, promovierter Ethnologe und seit 2016 als freier Autor tätig.

Frank Granitz

# **Neptun 1986**

Thriller

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

Das Gedicht am Ende von Kapitel 33 stammt aus *Eroici furiori* (Zwiegespräch von Helden und Schwärmer), Jena 1907; *Von den heroischen Leidenschaften*, übersetzt von Christian Bacmeister, eingel. von F. Fellmann, Hamburg (Phil. Bibl. 398) 1989.

Der Roman spielt hauptsächlich in bekannten Regionen, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Die Figuren dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: akg-images / picture-alliance / ZB / © Reinhard Kaufhold (Hotel in Warnemünde); [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Autorenfoto: © Atelier Weinwurm Wien

E-Book by *pepyrus*

ISBN 978-3-8437-2699-3

Emojis werden bereitgestellt von [openmoji.org](http://openmoji.org) unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf

sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

#### *Hinweis zu Urheberrechten*

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für Sylvia

# PROLOG

*29. November 1983, auf dem Gebiet der DDR*

Dieter Seifert wischte sich mit der flachen Hand die Nässe aus dem Gesicht, bevor er seinen Weg zwischen den Telefonmasten fortsetzte.

Das Wetter war umgeschlagen.

Der dünne Lichtstrahl der flachen Lampe, die an einem Band um seinen Hals hing, flackerte unruhig bei jeder Bewegung.

Davon unbeirrt wickelte der Entstörer Kupferdraht von einer Rolle ab, die er in der Beuge des rechten Armes trug, stets darauf achtend, dass der dünne Draht nirgendwo hängen blieb, sondern frei über dem Boden schwang.

Wieder blieb er stehen und holte Luft.

Sein Atem explodierte in einer weißen Wolke.

Heute kamen ihm die fünfzig Meter zwischen den beiden Masten elend lang vor, was vielleicht auch daran lag, dass er immer noch die schweren Steigeisen trug, die tief in den durchnässten Wiesenboden einsanken. Aber er wollte sie nicht abnehmen. Er wusste, dass es mit den vor Kälte starren Fingern ewig dauern würde, den Riemen über dem Spann zu schließen.

Und Handschuhe waren bei seiner Arbeit nur hinderlich.  
Endlich erreichte er den Sockel des zweiten Strompfeilers.  
Eine feuchte, eisige Stille lag über dem Land.

Kurz blickte Seifert hinauf, doch das Ende des Mastes blieb in der Finsternis verborgen.

Ohne Hast schob er die Drahtrolle auf die rechte Schulter, ehe er den Bauchgurt als Sicherung um den Mast schlang. Deutlich vernehmbar rastete der Karabiner ein.

Dann begann er, mühsam hinaufzuklettern, indem er die Eisenzähne an den gebogenen Enden der Steigeisen mit kräftigem Schwung in den feuchten Holzmast trieb.

Er spürte, wie ihm dabei der Schweiß aus jeder Pore trat.

Oben angekommen, rang er nach Atem.

Als sein Herz nicht mehr wie verrückt gegen die Rippen hämmerte, löste er den Rest des gerissenen Drahtes. Anschließend lehnte er sich im Gurt zurück, hielt sich mit der linken Hand an der Stütze fest und zog mit dem rechten Arm den ausgelegten Kupferdraht immer weiter zu sich heran, bis sich dieser straff zwischen den Masten spannte. Dann wickelte er ihn um die Stütze und trennte das Ende von der Rolle.

Er hauchte in seine klammen Hände. Er spürte seine Finger kaum noch.

Die nächsten Handgriffe waren Routine.

Er stülpte die Messinghülse über das Drahtende an der Stütze und fixierte sie gegenläufig mit zwei Zangen, danach schob er die Porzellankapsel zur Isolation darauf.

Fertig!

Ein Ausdruck von Erleichterung stahl sich in sein Gesicht.

Erschöpft kletterte er den Mast hinab, löste die Steigeisen und erklimmte wenig später durch das kniehohe nasse Gras die Böschung, wo der graue Trabant Kombi unbeleuchtet oben auf der schmalen Landstraße auf ihn wartete.

Rasch verstaute er Draht, Werkzeug und Steigeisen im Wagen. Dann griff er nach dem Katalyt-Heizofen und einer vollen Flasche Brennspritus. Seifert entfernte sich ungefähr drei Meter vom Wagen. Dort stellte er den kleinen runden Ofen auf der Landstraße ab, löste die Metallverkleidung und füllte mithilfe eines Trichters den Heizstoff in den dafür vorgesehenen Tank. Nachdem er die Verschlusschraube zuge dreht hatte, gab er auch noch Spiritus in die Rille rund um das Heizpolster, welches er mit einem Streichholz anzündete. Der Mann beobachtete, wie sich die Flamme über die gesamte Oberfläche des Polsters ausbreitete.

Er steckte die Hände in die Taschen und wartete geduldig, bis die Anheizflamme erlosch und er die metallene Abdeckung wieder schließen konnte.

Als er kurz darauf den Ofen im Fußraum auf der Beifahrerseite abstellte, fühlte er bereits die Hitze, die der Behälter abstrahlen begann. Bald würden alle Fensterscheiben beschlagen sein.

Erleichtert schloss er die Tür und ließ sich auf den Fahrersitz hinter das Lenkrad gleiten. Hier zog er sich die Strickmütze vom Kopf und öffnete die Jacke.

Hungrig angelte er nach der Brotdose und nahm die Thermosflasche zur Hand, die in der abgewetzten Arbeitstasche auf dem Beifahrersitz steckte.

Herzhaft biss er in das Brot. Während er kaute und auf die beschlagene Frontscheibe blickte, dachte er an seine Frau in der Wohnung und seine beiden Söhne, die sicher längst schliefen.

Er legte die Brote auf dem Oberschenkel ab und goss Kaffee in den kleinen Metallbecher, der gleichzeitig als Verschluss diente.

Einen Moment lang schloss er seine Finger um das warme Gefäß, bevor er den ersten Schluck trank.

Plötzlich hielt er inne.

Ganz deutlich hatte er eine Vibration gespürt.

Er lauschte angestrengt. Aber er hörte nur sein eigenes Blut in den Ohren rauschen. So spät in der Nacht konnten ihm die überreizten Sinne schon mal einen Streich spielen.

Seifert stellte die Tasse auf dem Armaturenbrett ab und griff nach dem zweiten Brot. Es war dick mit Mettwurst belegt.

Da wieder! Dieselben Erschütterungen! Nur diesmal noch deutlicher.

Er hielt die Luft an.

Sein Blick fiel auf die Oberfläche seines Kaffees, dort bildeten sich deutlich Ringe, die von der Mitte an den Rand liefen.

Er drehte sich im Sitz um, doch er konnte nichts erkennen.

Hektisch wischte er mit dem Ärmel über das Glas zu seiner linken Seite. Mühsam spähte er hinaus, aber da war nur undurchdringliche Dunkelheit.

Plötzlich erzitterte der ganze Trabant.

Vor ihm rutschte der Becher haltlos vom Armaturenbrett, schlug gegen das Lenkrad, verschüttete den heißen Inhalt über seine Hose und kippte in den Fußraum.

Seifert fluchte.

Was war das?

Ein Erdbeben?

Panik ergriff ihn.

Hastig beugte er sich hinunter, um den Benzinhahn zu öffnen, damit er den Trabant starten konnte.

Als er sich wieder aufrichtete, sah er in den Seitenspiegel.

Was er dort erblickte, ließ ihn erstarren.

Ein riesiger, gespenstischer Schatten war unmittelbar hinter ihm aufgetaucht. Das Neumondlicht, welches kurz zwischen den Wolken auftauchte, spiegelte sich in den kalten quadratischen Augen.

Noch bevor er reagieren konnte, wurde der Trabant gerammt, am Heck regelrecht aufgegabelt und wie ein Spielzeug herumgeschleudert.

Seifert schrie.

Er merkte, wie die Räder blockierten, als sich das Auto mit einem schrillen, blechernen Kreischen um die eigene Achse drehte und dabei über den Rand der Böschung geriet.

Kurz hoffte er noch, dass der Wagen nur langsam die Böschung hinabrutschen würde, doch der Trabant geriet in Schiefelage, verlor das Gleichgewicht und kippte seitlich über.

Er versuchte sich noch am Lenkrad festzuhalten, aber er wurde herumgeschleudert, hörte, wie die Karosserie um ihn herum zerbarst, wie Scheiben zersplitterten und das Dach gefährlich eingedellt wurde.

Die Gegenstände, die lose in den Kisten lagen, wurden auf einmal zu gefährlichen Geschossen, eines der Steigeisen flog durch die Luft und traf ihn hart am Hinterkopf. Sein Schädel wurde nach vorne gerissen, ein grausamer Schmerz raste durch seine Schläfen, und alles um ihn herum drohte in bodenloser Finsternis zu versinken.

Wie aus weiter Ferne vernahm er das Zerbersten von Flaschen, und er roch, wie sich Brennspritus in das Innere des Wracks ergoss.

Dann legte sich Stille unter seine flachen Atemzüge, eine Angst einflößende, bange Stille.

Entsetzt starrte er auf den zerschmetterten Ofen neben sich, aus dem jetzt blassgelbe Flammen emporzüngelten, bevor er endgültig das Bewusstsein verlor.

Die dunklen, riesenhaften Schemen bewegten sich oben auf der Landstraße dröhnend fort, weiter in die Dunkelheit hinein.

# Kapitel 1

*15. Oktober 1986, Rostock – Hotel Neptun*

»Gut, dass Sie da sind!«

Ihre beiden Kollegen an der Rezeption wirkten sichtlich erleichtert.

»Was ist denn los?«, fragte Nina Hartmann, während sie ihre Handtasche auf dem Tresen abstellte und das Kopftuch abstreifte. Mit zwei schnellen Handgriffen richtete sie die zu einem lockeren Knoten aufgesteckten dunkelblonden Haare.

»Wissen wir nicht. Aber es geht heute zu wie im Taubenschlag«, antwortete Margot Eberling, und Nina bemerkte, wie der Blick ihrer Kollegin einer Gruppe Männer in hellen Trenchcoats folgte, die eilig dem Ausgang entgegenstrebten.

»Auffallend viel Stasi«, stellte Heiko Mehdorn neben ihr fest, und es kam ihr so vor, als würde in seiner Stimme Nervosität mitschwingen.

Nina Hartmann stopfte das Kopftuch in die Handtasche und öffnete die Knöpfe ihres weinroten Mantels. Seit zehn Jahren arbeitete sie an der Hotelrezeption. Erst als Empfangsdame, und seit vier Jahren als Leiterin. Sie wusste, wie unberechenbar Hotelgäste waren und auf welch verrückte Ideen sie manchmal kamen.

Sie zog den Mantel aus und legte ihn über den Arm.

»Ich bin mir sicher, dass wir früh genug erfahren werden, was los ist. Und bis dahin machen wir *was?*«

»Wir passen uns an«, antworteten die beiden wie aus einem Mund.

Nina zupfte an ihrer marineblauen Weste und strich sich über die Manschetten der weißen Bluse.

»Richtig. Wir passen uns der jeweiligen Situation an.«

Sie stieß die mit dunkelbraunem Holzfurnier bezogene Verbindungstür zu ihrem Büro auf, das sich unmittelbar hinter der Rezeption befand, schaltete das Licht ein und hängte den Mantel auf einen Bügel in den Schrank.

Dann wandte sie sich um.

»Wie viele Abreisen haben wir heute?«

Margot Eberling deutete auf einen Stapel vorbereiteter Rechnungen. »Zweiunddreißig.«

Nina nickte. »Gab es in der Nacht irgendwelche Vorfälle?«

»Zimmer 409 rief um halb elf wegen starker Magenschmerzen und Übelkeit bei der Nachtbelegung an und bat um einen Arzt«, erklärte Heiko Mehdorn. »Die Schnelle Medizinische Hilfe war kurz vor elf hier.«

»Gut, und weiter?«

»Der Arzt gab der Frau etwas gegen die Beschwerden und verließ das Hotel zwanzig nach elf. Heute Morgen erschien die Dame pünktlich zum Frühstück.«

»Na dann kann es ja nicht so schlimm gewesen sein. Noch was?«

Er reichte ihr eine blaue Segeltuchtasche mit dem Aufdruck *MS Arkona*.

»Kam vorhin per Kurier vom Traumschiff.« Er betonte das letzte Wort und grinste.

Nina ging auf die Anspielung nicht ein. Ungerührt nahm sie die Tasche entgegen, öffnete den Verschluss, und ihr prüfender Blick glitt über die Beschriftungen der einzelnen Kuverts, die darin enthalten waren.

»Scheint alles mitgekommen zu sein«, sagte sie. »Danke, Herr Mehdorn. Wenn was ist, Sie wissen, wo Sie mich finden.«

Sie klemmte sich die Kurierpost unter den Arm und griff nach ihrer Handtasche.

Die Tür ließ sie hinter sich offen, denn aus Erfahrung wusste sie, dass die Luft im Büro zu Beginn der Schicht stickig war. Es gab in dem Raum kein Fenster. Nur eine mit Plastiklamellen gesicherte Lüftung in der Wand, die ansprang, wenn man das Deckenlicht einschaltete, und die leise vor sich hin sumgte.

Nina zog den Stuhl zurück, platzierte die beiden Taschen neben sich auf dem Boden und setzte sich.

Wie jeden Morgen fand sie auf dem Tisch die Mappe mit dem gestrigen Kassenabschlussbericht und den Hinweis, dass ein bestimmter Geldbetrag im Tresor darauf wartete, von einem Rezeptionsmitarbeiter bei der Bank eingezahlt zu werden.

Das würde Mehdorn später erledigen.

Am Empfang klingelte das Telefon. Sie hörte, wie Frau Eberling sich meldete, dann »Ich verbinde Sie mit dem gewünschten Ansprechpartner« sagte und wieder auflegte. Kaum berührte der Hörer die Gabel, läutete es erneut, und das Prozedere wiederholte sich mehrere Male.

Ninas Blick wanderte hinüber zur Telefonanlage, wo sie anhand der Lämpchen, die nebeneinander aufleuchteten, erkennen konnte, dass beinahe alle Telefonleitungen nach draußen belegt waren.

Ungewöhnlich für einen Vormittag, dachte sie, und sie spürte, wie die Unruhe sich auf sie übertrug. Um sich abzulenken, hob sie die

Segeltuchtasche vom Boden auf den Schreibtisch, wo sie den Inhalt, vier große Papierkuverts, nacheinander herausnahm.

Sie wusste, dass die *MS Arkona* gestern von ihrer Kuba-Reise zurückgekehrt war und jetzt ein paar Tage generalüberholt wurde, bevor das Schiff weiter nach Hamburg fuhr. Denn das einzige Kreuzfahrtschiff der DDR, vormals das *Traumschiff* der Westdeutschen und früher als *MS Astor* bekannt, kreuzte ein halbes Jahr für die Fahrgastreederei der DDR und die andere Hälfte für diverse westliche Reiseanbieter über die Meere.

Und ihr, Nina Hartmann, fiel die Aufgabe zu, die Schiffscrew zusammenzustellen.

Drei der Kuverts betrafen Personalwechsel.

Ein Zimmermädchen von der Kabinenbetreuung, das im fünften Monat schwanger war, ein Koch, der dringend als Ersatz hier im Hotel Neptun benötigt wurde, und der Leitende Ingenieur, den die Neptunwerft angefordert hatte.

Nina legte die drei Kaderakten zur Seite. Sie hatte sich schon vor Ankunft des Schiffes um Ersatz bemüht. Der neue Koch kam aus dem *Interhotel* in Suhl, der Leitende Ingenieur wurde schiffsintern nachbesetzt, und für die Kabinenbetreuung hatte sie einen jungen Ungarn aus dem Grand Hotel Budapest angeheuert.

Den vierten Umschlag ließ sie ungeöffnet. Er enthielt den Abschlussbericht des Sicherheitsoffiziers an Bord. Sie wollte ihn gerade in das Fach des Hoteldirektors legen, als ihr Telefon klingelte.

Sie hob den Hörer ab und meldete sich. »Hartmann.«

Der Lüfter summte.

»Ja, für die nächste Woche, ich verstehe.« Sie kritzelte eine Notiz auf einen Zettel. »Ich bin schon auf dem Weg.«

Rasch legte sie auf, drehte sich um und zog aus dem Regal hinter sich einen großen Ordner heraus. Die Ecken waren vom ständigen Gebrauch abgestoßen, und der Deckel klemmte, als sie ihn öffnete.

*Belegungspläne* stand auf der Stirnseite.

Den müssen wir auch mal austauschen, dachte sie, während ihre Augen über die Datenleiste huschten.

Jede Übersicht galt für eine Kalenderwoche, immer mit Samstag beginnend.

Schnell hatte sie gefunden, wonach sie suchte.

Nina löste die Bindung, entfernte den Bogen Papier und faltete ihn sorgfältig zusammen. Anschließend suchte sie sich einen gut gespitzten Bleistift, griff nach einem Notizblock und nahm den Umschlag mit dem Bericht von der *MS Arkona*.

Dann verließ sie das Büro.

»Ich bin beim Direktor«, sagte sie zu Margot Eberling, die gerade einen Gast bediente.

Sie wollte schon weitergehen, als ihr noch etwas einfiel. »Bitte erinnern Sie Herrn Mehdorn daran, dass er noch zur Bank geht.«

Dann verließ sie die Rezeption und lief mit langen Schritten durch die Lobby, vorbei an den dunklen Ledersitzgruppen und den Agaven in den Steintöpfen. Die Absätze ihrer Pumps klackten eilig auf den Steinfliesen.

An den Fahrstühlen hatte sie Glück. Eine der Türen stand offen. Sie war allein in der Kabine, als der Lift sich in Bewegung setzte, und sie zwang sich zu mehreren tiefen Atemzügen. Dabei ließ sie aus Gewohnheit prüfend ihren Blick über die Wände gleiten, wo Abbildungen des Hotels in einem Rahmen steckten. Auf einer Luftaufnahme konnte man erkennen, dass sich das Hotel mit seinen fünfzehn Stockwerken und der schneeweißen, waffelähnlichen Fassade direkt am Ostseestrand befand.

Andere Fotos zeigten den urigen Seemannskrug, die Mokka-Milch-Bar, das Wellenbad und den Bernsteinsaal. Nicht zu vergessen, das Panoramacafé in der obersten Etage, wo die Besucher einen fantastischen Blick über den Sandstrand, die Westmole mit dem Leuchtturm und die Unterwarnow erwartete, über die die Schiffe aus aller Welt den Stadthafen von Rostock erreichten. Später, am Abend, wandelte sich das Panoramacafé dann in die beliebte Sky-Bar mit Cocktails und Tanz.

Der Fahrstuhl wippte leicht nach, als er auf dem gewünschten Stockwerk zum Halten kam.

Nina gestattete sich einen letzten Blick in den Spiegel.

Die Frisur saß perfekt, die schwarzen, geschwungenen Brauen lagen dicht über den grünen, ernst blickenden Augen, darunter die energische kleine Nase und der dunkelrot geschminkte Mund. Die gekreuzten goldenen Schlüssel auf dem Kragen der Hoteluniform schimmerten schwach.

Sie trat in den Flur.

Das Büro von Hoteldirektor Heinz König lag direkt gegenüber.

Sie klopfte und wurde von der Sekretärin wortlos begrüßt und durchgewunken. Eine hektische Unruhe lag in der Luft.

»Ich darf Ihnen Frau Hartmann vorstellen«, sagte Hoteldirektor König zu den anderen beiden Männern am Tisch. Wie immer war er tadellos frisiert und trug einen gut geschnittenen dunkelblauen Anzug. In einem der Männer erkannte Nina den Ersten Vorsitzenden der SED-Bezirksleitung Rostock, und der andere ... Ihr stockte der Atem.

»Unsere Empfangsleiterin, eine langjährige, zuverlässige Mitarbeiterin und verdiente Genossin«, hörte sie König wie aus weiter Ferne sagen.

Die beiden Herren erhoben sich leicht, und der Unbekannte blickte sie prüfend an. »Bitte setzen Sie sich.«

»Guten Tag«, sagte Nina leise und nahm auf dem freien Stuhl neben König Platz.

»Also, ich möchte an dieser Stelle noch einmal betonen, dass es den Genossen vom Zentralkomitee der SED ein überaus wichtiges Anliegen ist, dass diese Tagung anstandslos und ohne Probleme über die Bühne geht«, bemerkte der massige Vorsitzende mit Bürstenhaarschnitt und goldgerahmter Brille, während er nervös die Asche von seiner Zigarette klopfte. »Wir wissen, das Hotel Neptun ist unter der vertrauenswürdigen Leitung seines Direktors ein Aushängeschild für die herausragende Hotellerie in unserem Land und für die Gastfreundschaft, für die wir stehen. Das möchte ich nur noch mal sagen.« Er lächelte anbiedernd.

»Kurt, das wissen wir.« Der Mann, der Nina gegenüber saß, beugte sich leicht nach vorn. Das Leder seiner Jacke knarrte. Er hob den Blick. Seine grauen Augen musterten teilnahmslos die anderen in der Runde. Dann faltete er die Hände und legte die Fingerspitzen an die Lippen. Sein schütteres Haar war über der hohen Stirn kurz geschnitten und zu einem strengen Seitenscheitel gekämmt. Seine Miene blieb unbeweglich. »Haben Sie den Belegungsplan?«, fragte er Nina.

Sie nickte, zog den Bogen Papier hervor und faltete ihn auseinander. Sie drehte ihn so, dass der Mann ihn einsehen konnte.

Wenn er eine Frage hatte, würde sie ihm antworten können.

Sie war geübt, die Einträge kopfüber zu lesen.

Dann wartete Nina und musterte ihn unmerklich. Ja, er war es. Der Mann, der damals in ihre Wohnung kam, um ...

Nina schluckte.

Sie vermutete, dass er heute ein leitender Offizier im Ministerium für Staatssicherheit war.

Vor dem Fenster kreisten weiße Möwenschatten.

»Von welchem Zeitraum sprechen wir?«, fragte König in die aufkeimende Stille hinein.

Einen Moment hing die Frage unbeantwortet in der mit Zigarettenqualm angereicherten Luft.

»Nächste Woche. Beginn der Konferenz am Montag, den 20. Oktober, am Nachmittag. Dauer fünf Tage. Die Ankünfte der Delegationen werden bis spätestens Montagmittag erwartet, danach Sicherheitsbegehung des Konferenzraumes mit Einrichten der Tagungstechnik.«

»Tagungstechnik?«, erkundigte sich der Mann von der Parteileitung und unterdrückte ein Hüsteln.

»Offizieller Tonbandmitschnitt. Darüber hinaus werden noch zwei Kabinen für die Simultandolmetscher aufgestellt. Schließlich wollen die Sowjets und die Amerikaner auch wissen, was am Tisch gesprochen wird.«

Nina bemerkte, dass die Stimme des Geheimdienstmannes kurz ungehalten klang, aber er hatte sie sofort wieder im Griff.

»Wo dachten Sie, die Kabinen aufzustellen?«, fragte König.

»Um die Details kümmern wir uns nachher. Jetzt sollten wir erst mal die Belegung der Zimmer klären. Wir wollen die Kollegin ja nicht endlos von ihrem Arbeitsplatz fernhalten.«

Nina hob den Kopf und zwang sich, ihm direkt ins Gesicht zu schauen.

Der Mann verzog den schmalen Mund zu etwas, das er wohl für ein Lächeln hielt.

Er kann sich nicht an mich erinnern, dachte sie. Aber wie sollte er auch? Sie war damals noch ein Kind ...

»Die westdeutsche Delegation wird voraussichtlich aus sechs Offiziellen und Begleitpersonal bestehen. Wir wollen, dass die Leute im fünften Stock untergebracht werden und diese Etage aus sicherheitstechnischen Gründen für andere Gäste gesperrt wird.« Er fuhr

mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand über den Plan. »Ich will, dass die sechs bundesdeutschen Offiziellen in den Zimmern 501, 503, 505, 507, 509 und 511 untergebracht werden. Die anderen in den Zimmern gegenüber. Außerdem wird der Delegation die Suite 513 als Beratungsraum zur Verfügung gestellt.«

Nina notierte auf dem Notizblock die Anweisungen.

»Und wo bringen wir unsere Delegation unter?«, fragte der Direktor.

»Im achten Stockwerk. Gleiche Anzahl von Leuten, gleiche Zimmeraufteilung.«

Er schob den Plan über den Tisch zurück zu Nina.

»Noch etwas! Für den Zeitraum der Konferenz sperren wir einen Lift.« Er wandte sich jetzt direkt an König. »Ich schicke Ihnen morgen einen Techniker. Finden Sie eine Handhabe, dass es ausschließlich Teilnehmern der Tagung möglich ist, den Lift zu benutzen.« Nina bemerkte, wie ihr Chef unruhig auf seinem Stuhl vorrückte. »Wenn Sie mich fragen, verstehe ich die Hintergründe nicht. In meinen Augen ist es aus sicherheitstechnischen Überlegungen eine völlig absurde Idee, bei voller Belegung eine Tagung von solcher Tragweite in einem Ferienhotel an der Ostsee zu veranstalten!«

Der Mann in der Lederjacke fixierte König kalt und sagte dann mit fester Stimme: »Wir haben unsere Befehle, und Sie wissen jetzt, was wir benötigen. Setzen Sie das um.«

Als Nina am Ende ihrer Schicht erschöpft ihr Seidentuch aus der Handtasche zog, entdeckte sie das Schreiben von der Post, das sich darin verwickelt hatte. Durch die Betriebsamkeit der letzten Stunden und ihre Gedanken, die nach wie vor um die Begegnung mit dem Stasioffizier

kreisten, war ihr der Hinweis, dass für sie ein Päckchen bei der Post zur Abholung bereitlag, völlig entfallen.

Während sie die Knöpfe des Mantels schloss, ging ihr die Frage durch den Kopf, wer der geheimnisvolle Absender sein sollte, der ihr oder ihrem Sohn Alexej ein Päckchen geschickt hatte.

Ihre Mutter schied aus. So viel war klar, denn sie kündigte grundsätzlich Postsendungen dieser Art zuvor in einem Brief an, aus Angst, das Päckchen könnte unterwegs verloren gehen.

Also, wer war es dann? Vielleicht ein Bekannter ihres Sohnes? Nina schaute auf die Armbanduhr. Kurz nach halb sechs. Wenn sie sich beeilte, konnte sie es schaffen, rechtzeitig bei der Poststelle zu sein.

Als sie eine halbe Stunde später atemlos durch den Eingangsbereich stürmte, hielt die Angestellte schon den Schlüssel in der Hand. Doch man kannte sich, es war eine Nachbarin aus dem Nebenhaus, und das unerwartet winzige Päckchen war auch schnell gefunden. Nina hatte den Empfang quittiert, sich herzlich bedankt und stand jetzt in ihrer Küche, wo sie ratlos nach dem Absender auf der Postsendung suchte.

Aber es gab keinen.

Nur die Anschrift bedeckte in sauberen Blockbuchstaben das braune Packpapier.

Sie öffnete eine Schublade, nahm die Schere heraus und begann, das Papier vorsichtig aufzuschneiden. Als sie der Meinung war, der Schnitt sei groß genug, drückte sie die beiden Hälften auseinander und entfernte die Verpackung.

Was sie dann da vor sich auf dem Küchentisch erblickte, ließ ihr den Atem stocken.

Dabei war der Gegenstand an sich völlig harmlos. Es handelte sich um eine grün-rot-goldene Teedose aus Metall, rechteckig, mit einem Deckel

obenauf. Die Seiten mit orientalisches anmutenden Mustern und roten Blüten verziert. In einem geschwungenen Rahmen verlautbarte ein kyrillischer Schriftzug, dass diese Dose Grusinischen Tee zum Inhalt hatte.

Sie spürte, wie ihr der Mund trocken wurde.

Sie legte die Schere zur Seite und fing an, die Dose mit den Fingerspitzen um ihre eigene Achse zu drehen. Die erste Seite. Sie drehte weiter. Die zweite, danach die dritte.

Nina glaubte schon, ihre Erinnerung hätte ihr einen bösen Streich gespielt, als sie auf die vierte Seite starrte.

Sofort erkannte sie das fehlende M bei der Mengenangabe. *50 грам* stand dort.

Nina stöhnte auf, schloss die Augen und massierte die tiefe Furche, die über ihrer Nasenwurzel entstanden war.

Achtzehn Jahre war es jetzt her, da hatte er ihr erklärt, dass es ein seltener Fehldruck war und die Büchsen für den Handel aus dem Verkehr gezogen wurden.

Sie öffnete die Augen wieder und kaute an den Fingernägeln, während sie den Blick unverwandt auf die Teedose gerichtet hielt.

Von der Straße drang Kinderlachen zu ihr herauf, und in der Wohnung über ihr betätigte jemand die Spülung, das Fallrohr rauschte.

Nina ließ die Hand sinken. Sie hatte eine Entscheidung gefällt. Sie holte die Zeitung vom Büfett, faltete sie auseinander und stellte anschließend die Teedose darauf. Dann setzte sie sich an den Tisch und löste mit zitternden Fingern den Klebestreifen, der den Deckel fixierte. Als sie das geschafft hatte, glitt sie mit der Spitze der Schere unter den Rand des Deckels und hob ihn an.

Sofort stieg ihr das blumig herbe Aroma in die Nase.

Aber sie ließ sich davon nicht ablenken.

Den aufgeklappten Deckel noch in der Hand, stülpte sie mit einer energischen Bewegung das Gefäß um. Ein dunkler Strom von Teekrümel ergoss sich prasselnd auf die Zeitung. Der Duft war betörend.

Um sicherzugehen, dass der gesamte Tee heraus war, klopfte sie mit der flachen Hand auf den Blechboden, bevor sie die Büchse wieder umdrehte.

Dann erhob sie sich und trat unter die Küchenlampe. Sie richtete die Dose in ihren Händen genau so aus, dass der Lichtschein direkt in ihr Inneres fiel und matt von dem Metall reflektiert wurde.

Nina spürte, wie plötzlich die Muskeln in ihrem Nacken verkrampften, wie es ihr eiskalt den Rücken hinunterlief und ihre Knie nachzugeben drohten.

Wenn etwas in ihr noch bis hierher gehofft hatte, das alles wäre ein Irrtum und würde sich rasch in Wohlgefallen auflösen, so wurde dieser Teil jetzt eines Besseren belehrt.

Im trüben Licht der Küchenlampe erkannte sie deutlich den zu einem winzigen Quadrat zusammengefalteten Zettel, der auf dem Boden der Teedose befestigt war.

Sofort hatte sie das zusammengefaltete Blatt wiedererkannt.

Sie wusste nach all den Jahren noch, woher es stammte, was darauf geschrieben stand und für wen es bestimmt war.

Als es geräuschlos aus der Büchse auf die Tischplatte gefallen war, setzte sie sich auf einen der Küchenstühle und betrachtete das Zettelquadrat. Die Oberfläche des Papiers war dunkel geworden, beinahe sepiafarben.

Das mochte am Tee liegen, an den Farbstoffen.

Oder an der Zeit, die es in der Dose verbracht hatte.

Oder an beidem.

Nina ging zum Wasserhahn, ließ sich ein Glas Leitungswasser ein und trug es mit zurück an den Tisch.

Dort stellte sie das Glas ab, nahm den Bogen Zeitungspapier und schüttete den Tee vorsichtig zurück in die Dose.

Dann verschloss sie den Behälter.

Das Papierstück ließ sie unberührt.

Sie trank das Wasser, schaltete das Licht aus und trat zum Fenster, wo sie die Vorhänge einen Spaltbreit aufschob. Hinter den Gardinen, zwischen Glas und Stoff, war eine Schicht kalte Luft, und als sie diese im Gesicht spürte, dachte sie einen Moment lang, etwas fliege aus ihr heraus.

Still lag der Nachbarblock hinter dem Rasen. Einige der Fenster waren beleuchtet, und unweigerlich fragte sie sich, ob die Leute in den Wohnungen mit ihrem Dasein zufrieden waren. Führten sie das Leben, das sie sich einst als junge Menschen für sich erträumt hatten? Waren sie glücklich?

Nina drückte den Rand des Wasserglases an ihr Kinn.

Für Wassili, Viktor, Lena, Natalie und die anderen Studenten waren diese Fragen damals existenziell. Über nichts wurde so intensiv und heißblütig diskutiert und gestritten wie über die Optionen, ein Leben in Unabhängigkeit und Freiheit zu führen.

Das war in Leningrad, im Frühling 1968.

## Kapitel 2

*Mai 1968, Leningrad*

In diesem Stadtviertel war sie noch nie zuvor gewesen.

Wieder verglich sie Straßennamen und Hausnummer mit der Anschrift auf dem Zettel, den ihr Lena in die Hand gedrückt hatte. Mit Lena, einer Moskauer Studentin, teilte sie sich das Zimmer, und ursprünglich war es ihre Idee, gemeinsam hierherzugehen. Doch wie so oft, kam bei Lena etwas »außerordentlich Wichtiges« dazwischen, das sich meistens um einen Mann drehte, und sie hatte ihr »Wir treffen uns dann da« immer noch im Ohr.

Die Adresse gehörte zu einem alten Palais, das in den Glanzzeiten St. Petersburgs ein Prunkstück gewesen sein musste. Heute wirkte das ehemals herrschaftliche Stadthaus abgewirtschaftet und heruntergekommen. Der Vorgarten war verwildert, der Putz der Fassade brüchig und von rötlichen Algen durchsetzt.

Nina fächelte sich kühle Luft zu.

Für Anfang Mai ist es viel zu heiß, dachte sie und hielt einen Moment inne, um ihr Kleid glatt zu streichen, bevor sie über den breiten Kiesweg auf das Eingangsportal zuing.

Die riesige Holztür trug bereits eine Patina aus grauem Staub und schwarzem Ruß, darunter konnte sie mit viel Wohlwollen einen Rest von grünem Anstrich erkennen.

Sie drückte die schwere eiserne Klinke nach unten und zwängte sich durch den Spalt. Hinter ihr fiel die Tür ins Schloss. Ihre Augen benötigten einen Moment, um sich an das Halbdunkel zu gewöhnen.

Sie betrat einen großen Raum, der früher einmal die Empfangshalle des Palais gewesen sein musste. Etwas Stuck unter der Decke und die kümmerlichen Reste einer weinroten Stofftapete zeugten von der früheren Pracht.

Jetzt war alles dem Verfall preisgegeben.

Es roch muffig nach altem Wasser, vermutlich war in der Wand ein Rohr gebrochen. Über ihrem Kopf nisteten Tauben in den Wandöffnungen, in bröckelnden Kaminen sammelte sich Schutt, und das von Feuchtigkeit durchsetzte Parkett wölbte sich.

Nina ging ein Stück vorwärts, ihre Schritte hallten in der Stille nach, während sie sich noch einmal der Adresse auf dem Zettel vergewisserte.

Als sie zweifelnd aufsah, fiel ihr Blick auf einen großen, mit barocken Goldleisten gerahmten Spiegel, der seitlich von ihr hinter einem Mauervorsprung hing. Er war definitiv gerade erst restauriert worden, und das frisch polierte Erscheinungsbild ließ ihn wie einen Fremdkörper zwischen all dem Unrat erscheinen.

Nun bemerkte sie auch die Treppe, die hinter dem Spiegel nach unten in den Keller führte.

Nina betrachtete neugierig ihre Gestalt im Spiegel. Sie fragte sich, ob sie sich während der letzten zwei Monate, die sie nun in Leningrad studierte, verändert hatte? Sie kniff die Augen zusammen.

Sie war etwas schmaler geworden, schien es ihr. Das schlichte weiße Kleid, das in Berlin noch fast zu eng anlag, umspielte nun locker ihre Hüften, betonte die leicht gebräunten Arme und die schlanken Beine, die in roten Stiefeln steckten, wie es in diesem Sommer 1968 Mode war. Das lange dunkelblonde Haar trug sie heute zum ersten Mal offen und zu beiden Seiten gescheitelt, so wie sie es auf einem französischen Filmplakat gesehen hatte.

Sie versuchte auch, wie die Frau auf dem Kinoplakat zu lächeln, doch es wirkte nicht echt.

Langsam stieg sie die Stufen hinunter. Die Treppe war unerwartet lang, und am Ende erwartete sie eine schwere Eisentür.

Sie drückte auf eine Klingel. Kurz darauf öffnete sich ein kleines Fenster. »Parole?«, fragte eine tiefe Männerstimme bestimmt.

Nina erinnerte sich, was Lena ihr gesagt hatte.

»The Who!«

»Kharascho!«

Das Fenster schloss sich, und die Tür ging auf.

Ein bulliger Mann, der wie ein Boxer aussah, deutete auf einen Gang, der mit kleinen grünen Kacheln gefliest war.

Mit klopfendem Herzen ging sie weiter. Lena und ihre verrückten Ideen, ging es ihr durch den Kopf. Da hörte sie schon die ersten Töne der Musik.

Der Gang machte einen Knick und weitete sich dann vor ihr ... zu einem unterirdischen Schwimmbad.

Nur dass das Bassin gänzlich ohne Wasser war und jetzt als Tanzfläche genutzt wurde. Oben in den Ecken am Beckenrand hingen Lautsprecher, und in der Luft über den Köpfen der Tanzenden schwebten Discokugeln, die von farbigen Lichtern angestrahlt wurden.

Hinter einem Tisch stand ein junger Mann in einer braunen Stoffhose und weißem Hemd mit einem Kopfhörer am Ohr und spulte ein Tonband ab, auf der Suche nach dem nächsten Song, während eine ausgelassene Menge auf dem gekachelten Grund des Schwimmbeckens mit zuckenden Armen und Beinen in den Rhythmen westlicher Beatmusik versank.

Nina ließ ihren Blick durch den Raum gleiten. Überall standen oder saßen Leute an den Rändern in kleinen Gruppen zusammen. Sie bemerkte, wie die Augen der anderen sich neugierig auf sie richteten, auf ihre entblößten Arme und ihre schmale Gestalt. Einige von ihnen meinte sie aus der Fakultät zu kennen, aber sooft sie sich auch umsah, ihre Freundin mit den auffallenden langen roten Locken und im blauen Minikleid war nicht darunter.

Nina beschloss, sich an der Bar, die sie auf der Längsseite des Schwimmbades entdeckt hatte, eine Erfrischung zu holen und Lena so lange Zeit zu geben zu erscheinen, bis sie ausgetrunken hatte.

Ein pickeliges Mädchen mit dicker Brille, das hinter dem Tresen stand und sie neidisch musterte, stellte ihr einen Wodka hin.

Nina bedankte sich und nahm am Ende der Bar Platz.

Im Halbdunkel konnte sie die Köpfe und emporgereckten Arme der Tanzenden nur schemenhaft sehen.

Sie nippte am Glas.

Nicht weit von ihr entfernt erkannte sie Dimitri Iwanow, einen jungen, hoch aufgeschossenen Studenten in kariertem Hemd mit Seitenscheitel und Brille, der lässig an einer Holzbox lehnte. Sie wusste, dass er der Sohn eines führenden Parteifunktionärs und Gastgeber dieser illegalen Partys war.

Obwohl ihm die Aufmerksamkeit aller Anwesenden galt, stand er unbefangen da, als wäre er allein im Raum. Weder schien er die